

Volkskundliches aus dem Soldatenleben : eine Anregung

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **61=81 (1915)**

Heft 16

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-31959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sehr geschützten, tief in das Land eingeschnittenen und weit verzweigten Bucht. Es wird teilweise beherrscht von dem nahe gelegenen, schon auf montenegrinischem Gebiet befindlichen Lowzenberg, an dessen Westhang ein Fort errichtet ist. Die nur 2 km breite Einfahrt wird durch Uferbatterien und das Fort Spagnola geschützt, auch sind noch weitere Batterien angelegt. Da die anfängliche Beschießung durch französische Schiffe keine nennenswerte Erfolge erzielte, hatte man Truppen gelandet, unter deren Schutz auf dem Lowzenberg ungefähr 5 bis 6 km von der Festung Batterien errichtet worden sind. Diese Batterien und auch das französische Geschwader, das im adriatischen Meer die österreichische Flotte blockiert hält, beschossen dann ab und zu Cattaro und die weiteren österreichischen Festungswerke. Ein Erfolg ist diesen Unternehmungen noch nicht erblüht und die ganze Operation ist nach und nach gegenüber anderen Ereignissen in den Hintergrund getreten.

Die eigentlichen Gründe, die die Oesterreicher zur Aufgabe Belgrads und zur Räumung des serbisch-montenegrinischen Gebietes bewogen haben, sind später in einer amtlichen „Verlautbarung“ klipp und klar zugestanden worden. Die Räumung des kaum besetzten Belgrad und der Rückzug hinter Drina, Save und Donau mußte erfolgen wegen der gänzlichen Erschöpfung der österreichischen Truppen und der Unzulänglichkeit der rückwärtigen Verbindungen. Dabei wurde ohne weiteres das Zugeständnis eines sehr erheblichen Gefangenen- und Materialverlustes gemacht. Es muß hier jedenfalls mit der Führung nicht alles so gegangen sein, wie es hätte gehen sollen.

Die gleiche Verlautbarung meldete dann noch den wegen Erkrankung gewährten Rücktritt des bisherigen Oberkommandierenden in Serbien und seine Ersetzung durch den General der Kavallerie Erzherzog Eugen. -t.

Volkskundliches aus dem Soldatenleben.

Eine Anregung.

Was Volkskunde sei, braucht man heute, nach neunzehnjährigem Bestande der „Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde“, keinem Gebildeten mehr auseinanderzusetzen; ebensowenig wird man die hohe Bedeutung von Sitten, Bräuchen und abergläubischen Vorstellungen, die ihre Ursprünge größtenteils noch aus heidnischen Zeiten herleiten, im besondern hervorheben müssen, endlich wird jeder Einsichtige erkennen, wie wichtig die Erforschung von Volkslied und Reimspruch, von Sage und Märchen, von Sprichwort und Redensart für die Kenntnis der Eigenart eines Volkes, ja für das Denken und Empfinden *des* Volkes überhaupt ist.

Aber innerhalb der breiten Schichten des Volkes bilden sich immer wieder einzelne Gruppen und Kreise, die ihre volkskundlichen Besonderheiten haben, und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn ein Stand mit so ausgeprägtem Eigenbewußtsein wie der *Soldatenstand*, auch in Hinsicht auf seine Bräuche und Anschauungen, Poesie und Sprache volkskundlich eine Sonderstellung einnimmt.

Es ist nicht der Zweck der folgenden Ausführungen, eine erschöpfende Darstellung aller auf den Soldaten bezüglichen volkskundlichen Erscheinungen zu geben (das würde ein dickes Buch

werden), sondern wir möchten hier nur einige Fingerzeige geben, was auf diesem Gebiete beachtenswert ist, und dadurch zum Sammeln dieser für das volkstümliche Denken keineswegs unwichtigen Gegenstände lenken. Dabei werden wir uns naturgemäß nicht auf die Schweiz beschränken können, um so mehr, als es ja vorwiegend die Länder mit großen stehenden Armeen sind, welche das soldatische Standesbewußtsein und mit ihm auch die Standeseigenart ausbilden; ferner treten namentlich im Kriege gewisse volkskundliche Aeußerungen, wie z. B. der Kugelschutz durch übernatürliche Mittel, erst recht scharf hervor; doch werden im Folgenden auch die schweizerischen Verhältnisse hie und da Beachtung finden.

Man könnte mit den Bräuchen der *Werbung* beginnen, wenn diese noch aktuell wäre. Ob heute in England sich an die Werbung bestimmte traditionelle Sitten anknüpfen, vermögen wir nicht zu sagen; wohl aber ist die große Rolle, die die Werbung im Volksleben des 17. und 18. Jahrhunderts gespielt hat, jedermann bekannt. Wie oft haben sich nicht die Sittenschilderer und sogar die Dichter dieser Jahrhunderte mit den schonungs- und skrupellosen Werbesitten beschäftigt! Die rechtliche Redensart „Handgeld nehmen“ wird, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend von der Soldatenwerbung gebraucht, und das Wort „Soldat“ selbst stammt aus den Zeiten der Söldnertruppen her; es tritt um die Mitte des 16. Jahrhunderts zuerst im Deutschen auf und ist dem italienischen *soldato* oder dem spanischen *soldado* (d. i. *Besoldetes*) entnommen.

Mannigfach sind die Mittel, die heute noch angewendet werden, um sich *der Wehrpflicht zu entziehen*. Oft sind sie rein körperlicher Art und daher volkskundlich von untergeordnetem Interesse. Aus Deutschland wird (freilich nicht vom jetzigen Krieg) berichtet, daß durch Ueberanstrengung absichtlich körperliche Veränderungen, wie z. B. Herzerweiterungen, herbeigeführt werden. Nicht selten sind auch Verstümmelungen, namentlich des rechten Zeigefingers, durch Abhauen, Steifmachen, u. a. oder, wie in Frankreich, durch die Bildung von Geschwüren mittelst *Ranunculus acris*.

Volkskundlich bedeutungsvoller, weil meist abergläubischer Natur, sind die Mittel, die zur Anwendung kommen, um *beim Auslosen* eine hohe Nummer zu ziehen, wodurch man in die Ersatzreserven kommt. Wir haben hierüber zahlreiche Mitteilungen aus Belgien, Frankreich und Deutschland. Charakteristisch ist hiebei, daß die glückbringenden Dinge für den Betreffenden oft nur dann wirksam werden, wenn er sie unbewußt auf sich trägt. In Ludwigslust (Mecklenburg) gibt man dem Losenden unbemerkt folgenden Segenszettel mit:

Herr, hilf und laß alles wohlgelingen!
N. N.
Im Namen Gottes.
Weil ich zum Losen und zum Streite geh.
Mit deiner Stärke mir beisteh:
Bei diesem Streit und Kampf auch sei.
So werd ich, N. N., vom Soldaten und
[allem Unglück frei.

Ebenda wird dem Burschen ohne sein Vorwissen eine Schote mit 9 Erbsen (9 ist die heilige Zahl der Arier) in den rechten Rockärmel genäht. In Oldenburg ist es bezeichnenderweise ein — Hasenfuß, der unbemerkt mitgegeben wird. Es wird von

einer Witwe erzählt, sie habe ihren zwei Söhnen, die getrennt zur Auslosung gingen, Hasenfüße in den Rock geschoben. Der Eine entdeckte ihn und warf ihn weg, worauf er eine niedere Nummer zog und daher ausgehoben wurde, während der Andere frei blieb. In Württemberg und Baden zieht man ein gutes Los, wenn man Garn, das von einem sechsjährigen Mädchen gesponnen ist, um den Leib bindet oder eine Kreuzspinne auf sich trägt, in Stils (Tirol) haben Totenzähne, die um Mitternacht auf dem Friedhof geholt worden sind, während ein Anderer mit einem brennenden Licht um die Kirche geht, die gleiche Wirkung.

Reich ist Frankreich an Auslosaberglauben. Aus dem in diesem Kriege oft genannten Béthune (Pas-de-Calais) wird berichtet, daß ein durch List gesegnetes Stück Leichentuch eine günstige Nummer herauslocke. Dasselbe Ergebnis hat der Segen:

Anté, anté, super anté!
 Que Dieu me fasse prendre
 Un numéro du plus haut nombre
 Qui me soit aussi salutaire
 Que la première goutte de lait que la Sainte Vierge
 ja tété à sa mère.
 Numéro, je te conjure de la part du Grand Vivant
 Que tu es à mes garantins
 Apoletus Diabolus.

In der Basse-Bretagne zieht der Bursche ein gutes Los, wenn er den Ehering der Mutter an einem Finger der rechten Hand trägt; in andern Gegenden Frankreichs wird eine lebende Spinne, eine Natternzunge oder ein „Donnerstein“ (neolithische Axt) in die Kleider genäht. Eine uralte Zauberhandlung ist es jedenfalls, wenn im „Bocage normand“ die Mütter der Wehrpflichtigen neunmal rückwärts um die Pierre Dyallan (einen Menhir) wandeln; ein heidnischer Opferritus, wenn in belgisch Wallonien eine schwarze Henne um Mitternacht an einen Kreuzweg gebracht wird. Die abergläubischen Bräuche beim Auslosen ließen sich aus dem vorhandenen Material leicht verzehnfachen.

Noch sehr wenig beachtet sind bis jetzt die *Rekrutenbräuche*, und doch haben sie dadurch Bedeutung, daß unter Umständen in ihnen noch alte Initiations- und Pubertätsriten, wie wir sie bei Naturvölkern beobachten, erhalten sind.

Aus dem deutschen Sprachgebiet kennen wir die verbreitete Sitte, sich mit buntem Flitterschmuck aufzuputzen. Im Elsaß bildet der stellungspflichtige Jahrgang einige Monate vor der Musterung einen richtigen Verein, ähnlich den uralten Jugendverbänden, mit schwarz-weiß-roter Fahne und Tambourstäben. Fleißig übt man sich im Trommeln und Stabschwenken und zieht am bestimmten Tage in geschlossenem Zug, oft in gleicher Tracht, zum Musterungsort. Von hier kehren die Ausgehobenen bändergeschmückt in das Heimatdorf zurück, wo ein fröhlicher Tanz angeordnet wird. Bezeichnend ist es, daß es den Rekruten vorbehalten bleibt, das heilige Johannisfeuer anzuzünden. Zum Schluß wird die Fahne zerschnitten und die Stücke verteilt. Ganz anders in der Umgebung des Kaiserstuhls (Baden), wo die Rekruten sich am Tag der Aushebung Eier zusammenstehlen, aus denen sie sich bei der Rückkehr Eierkuchen machen lassen; aber auch hier sind sie es, die in erster Linie das fastnächliche Scheibenwerfen (ein ehemaliger Sonnenkult) inszenieren.

Wieder andere Bräuche weist *Frankreich* auf. Hier ist es eine sehr verbreitete Sitte, vor dem Einrücken zum Regiment gefüllte Flaschen mit Bändern und Inschriften an der Decke der Wirtschaften aufzuhängen, die dann bei der Rückkehr aus dem Militärdienst verzecht werden.

Ganz wild muß es im *belgischen* „Borinage“ (südlich Mons) zugehen. Die Stellungspflichtigen rücken in blauen Blusen, neuen Hosen und gelben Gamaschen mit Musik im Tanzschritt an. Nach der Aushebung wird der Rekrut im Triumph herumgetragen: „on l'appelle, on l'acclame, on l'embrasse, on le bat, on le pousse, on le promène au-dessus d'une forêt de bras levés, on se le renvoie comme balle à jouer“, sagt unsere Quelle, die „Abstinence“ vom 7. März 1908, freilich nicht, um auf das volkskundlich Interessante dieser Sitten hinzuweisen, sondern, um vor den alkoholischen Exzessen zu warnen; denn während neun Tagen (auch hier wieder die Neunzahl!) zieht man wild schwärmend mit Musik im Tanzschritt von Dorf zu Dorf, von Kneipe zu Kneipe.

Auf die Bräuche im *Uebungs- und Kriegsdienst* selbst können wir hier leider nicht näher eintreten, weil uns das Material hiezu noch völlig mangelt. Aus älterer Zeit wären die besonderen Soldaten-Gerichte und -Strafen zu erwähnen, wie Landsknechtengerichte, das „Recht der langen Spieße“ u. a. m.

Auch die Bräuche *vor dem Krieg* und namentlich *vor der Schlacht* sind nur ungenügend gesammelt. Bestimmte Kriegserklärungsbräuche, Kriegs- und Schlachttänze, symbolische Bräuche aller Art kommen bei den Naturvölkern massenhaft vor. Um den Ausgang des Kampfes im voraus zu erforschen, lassen die alten Germanen, wie Tacitus erzählt, einen Gefangenen des feindlichen Stammes sich mit einem auserlesenen Krieger des eigenen Stammes im Zweikampf messen. Die alten Skandinavier hißten als Kriegserklärung einen roten Schild:

Sinfjötli rief —
 Zur Raa stieg auf
 Ein roter Schild —
 „Sag heut Abend,
 Wenn du Säue tränkst
 Und Futter holst
 Für Hündinnen.
 Daß die Ylfinge
 Von Osten kamen.
 Gierig nach Kampf,
 Vor Guipalund!“

Wir wollen hier diese Gruppe von Bräuchen nicht weiter verfolgen, möchten aber noch auf die merkwürdige Gepflogenheit aufmerksam machen, vor der Schlacht Erde rückwärts über die Häupter zu werfen. Carl Friedr. Wiegand läßt sie auch in seinem Drama „Marignano“ sich abspielen. Vielleicht ist einer der kriegsgeschichtlich bewanderten Leser dieser Zeitschrift in der Lage, uns diesen oder ähnliche Bräuche aus der älteren Kriegsliteratur nachzuweisen. Die Erklärung, es sei damit ein symbolisches Begraben ausgedrückt, befriedigt nicht recht.

Auch eigentliche *Schlachtsitten* vermögen wir nur aus älterer Zeit beizubringen. Es gehört hieher der merkwürdige Bericht des Tacitus über die Harii, die mit schwarzen Schilden und gefärbten Leibern in den Kampf gehen, und zwar nachts, um durch das Grausige und Schattenhafte

ihrer Erscheinung „den Schrecken eines Gespensterheeres einzuflößen“. Man erinnert sich hiebei nicht nur an die Phoker, die nach Herodot durch die weiße Färbung des Körpers die Thessaler in Schrecken setzten, sondern auch an viele Naturvölker, die sich in Kriegszeiten weiß oder rot bemalen.

Hier lassen sich ferner die *Kriegsrufe* und *-Gesänge* anreihen, über die ebenfalls schon Tacitus in seiner „Germania“ berichtet, wenn er sagt, daß die Germanen bei ihren Schlachtschreien den Schild vor den Mund hielten, damit der Widerhall den Klang noch voller und gewaltiger mache. Aber schon von den alten Griechen ist der Schlachtruf „alalá!“ überliefert; im Mittelalter war „Kyrie eleison!“ bevorzugt, in Frankreich etwa auch „Monjoie!“ Eine Herausforderung ist wohl das landknechtische „her, her!“ Die Hessen riefen 1792 „zum Donner, zum Donner, zum Donner halloh“; oft wurde auch die Herkunft der Truppen im Rufe genannt: „Hurta, hurta Beyerlant“, und von den jetzt so unglücklichen „Flaemingen“ wird uns überliefert, daß „Iper“ und „Arras“ ihr Schlachtruf gewesen sei.

Zu den Bräuchen während des Krieges gehören weiterhin die allerdings mehr sagenhaften Erzählungen von *Kriegslisten*, wie etwa die von Polybius, Pausanias und Livius berichtete, daß Tiere, an denen brennende Fackeln befestigt waren, in die Reihen der Feinde gejagt wurden, um diese zu schrecken, oder die von den umgekehrten Pferdehufen oder endlich die weitverbreitete Sage von der Täuschung der Belagerer einer ausgehungerten Stadt durch das Hinauslassen eines wohlgemästeten Tieres oder durch das Hinauswerfen von Nahrungsmitteln.

All diese Dinge gehören aber wohl der Vergangenheit an. Wenden wir uns wieder der Gegenwart zu.

Lazarettärzte würden wohl manches über *volksmedizinische Anschauungen* mitteilen können, was für die Volkskunde von Bedeutung wäre, sei es nun chirurgischer, sei es therapeutischer Art. Aus letztem Gebiet möge ein Beispiel genannt sein. Im 1870er Krieg erhielt ein Soldat einen Streifschuß am Oberschenkel. Sofort verschluckte er das Pulver von zwei Patronen, angeblich um Brand und Wundfieber fernzuhalten.

Sehr weitschichtig und vielgestaltig ist das Kapitel des *Aberglaubens* in Kriegszeiten. Man kann es in zwei Hauptabschnitte einteilen: die Unverwundbarkeit und den Treff- und Siegzauber. Der Glaube an die Möglichkeit, sich *unverwundbar* („fest“ oder „gefroren“) zu machen, in einer bestimmten Form auch „Passauerkunst“ genannt, geht in das graue Altertum zurück. Man braucht nur an bekannte Sagen zu erinnern: Achilleus wurde dadurch unverwundbar, daß ihn seine Mutter Thetis in den Styx tauchte, und nur an der Ferse, wo sie ihn gehalten hatte, konnte er getroffen werden. Ganz ähnlich Siegfried, der seine Haut durch das Bad im Drachenblut Fafnirs hornfest machte; zwischen die Schultern aber fiel ihm ein Lindenblatt, und hier war es, wo ihn der Speer Hagens durchbohrte. Ein Held der jüngern Sage, Wolfdietrich, schützte sich gegen Verwundung durch das Ueberwerfen des St. Jörgenhemdes, einer Art „Nothemd“, wie es aus dem ältern deutschen Aberglauben bezeugt ist. Bartholomeus Anhorn, Pfarrer zu Bischofzell, sagt in seiner „Magiologie“ (gedruckt zu Basel 1674) darüber folgendes:

„Nachwerts hat der Teufel seine Diener mit einem zauberischen Nothemd versehen und dieselbigen beredt,

wer solches an seinem Leib trage, der sey, kraft desselbigen in allen Kriegen, Streiten und Schlachten wider alle Pfeil und andere Waffen also gesicheret, daß er von denselbigen nicht könne verletz noch verwundet werden . . . Wann jemand ein solches Nothemd wollen machen lassen, hat man an einem gewissen Abend in dem Jahr so viel gantz reine Jungfrauen zusammen gesetzt, als viel gnugsam gewesen, dieses Hemd in einer Nacht außzumachen . . . Haben die gantze Nacht in deß Teufels Namen spinnen, weben und nähen müssen, biß solches Nothemd in der Länge von dem Halß bis auf den halben Mann mit beyden Ermlen also verfertigt worden, daß auf die Brust zwey Häupter, eines auf der rechten Seiten mit einem langen Bart und Helm; das andere auf der lincken Seiten mit einer erschrocklichen, doch gekrönten Teufelsgestalt, angenähet worden“.

Noch vor kurzer Zeit glaubte man sich in Baden unverwundbar, wenn man ein von einem siebenjährigen Mädchen gesponnenes Hemd anzog, ganz ähnlich dem beim Auslosen umgebundenen Garn.

Aber nicht nur sagenhafte Helden galten für „fest“. Dasselbe ist auch von Konstantin, Tilly, Wallenstein, Karl XII. von Schweden, Friedrich dem Großen und Napoleon I. bezeugt. Ja sogar in der allerneuesten Zeit können sich solche Vorstellungen bilden; sagt man doch von Haeseler, er sei kugelfest, weil er sich im jetzigen Krieg einer großen Gefahr ausgesetzt hatte. (Schluß folgt.)

Eine Bitte.

An der eidgenössischen Technischen Hochschule besteht eine militärwissenschaftliche Abteilung, die die Aufgabe hat, Offizieren der Armee die Gelegenheit zu geben, ihre militärischen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, die im besondern aber auch die Instruktionsoffiziere für ihre Lehrtätigkeit vorbereiten soll. Ohne Fähigkeitszeugnis dieser „Militärschule“ kann kein Offizier Instruktor in der schweizerischen Armee werden. So will es Gesetz und Ordnung.

Diese Abteilung an unserer höchsten zivilen Schule repräsentiert zugleich die höchste militärische Schule des Landes, da sie in ihre Kurse nur Leute aufnimmt, die das Reifezeugnis zum Hochschulstudium besitzen und weil der Unterricht sich nicht nur auf Wochen und Monate beschränkt, sondern auf ganze Semester und Jahreskurse sich ausdehnt. Daß der Lehrbetrieb auch an und für sich auf einer höheren Stufe steht, mag daraus hervorgehen, daß dem Lehrkörper der Schule zur Zeit angehören: der General, ein Armeekorpskommandant, zwei Divisionäre, ein Oberst, ein Oberstleutnant und ein Major des Generalstabs, drei Obersten der Infanterie, ein Oberst der Artillerie, ein Oberst und ein Hauptmann des Genie, ein Major der Sanität und zwei Zivilprofessoren.

Von einer solchen Schule in unserem Lande sollte man annehmen, daß ihr Vorhandensein im Allgemeinen bekannt sei und daß sich die Behörden dessen in gegebenen Momenten jeweilen erinnern, wenn auch das Publikum noch weniger informiert ist. In unserer großen schweizerischen Bescheidenheit lassen wir aber das Blümchen mehr nur im Verborgenen blühen.

Alle Dozenten der Abteilung, nicht bloß diejenigen, die ein Kommando oder ein Lehramt in der Armee selber bekleiden, haben die Pflicht, ihr bestes Wissen und Können an die Ausbildung der Offiziere und künftigen Militärlehrer der Armee zu geben. Sie sollen daher auch alle in gleicher Weise behandelt und nach Möglichkeit in die Lage